

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 111 (1985)  
**Heft:** 43

**Artikel:** Die Invasion  
**Autor:** Heisch, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-618425>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Invasion

Es war schon ein merkwürdiges Bild, die muskulösen braunen Gestalten mit blossen Oberkörper in ihren Einbäumen die Seine aufwärts rudern zu sehen. Bunte Blumenkränze baumelten um ihre Hälse, und die geschulterten Speere schienen ihnen sehr hinderlich beim Vor-

Von Peter Heisch

wärtskommen. Doch die Pariser dachten sich nichts dabei, als sie das Spektakel von den Ufern der Seine aus mit mässigem Interesse verfolgten. Man nahm wohl allgemein an, es handle sich dabei um eine Demonstration zugunsten Neukaledoniens. Und Neukaledonien lag schrecklich weit entfernt, am anderen Ende der Welt. Was dort vor sich ging, überstieg ihre Vorstellungskraft. Je m'en fous!

Fast geräuschlos tauchen die kraushaarigen Bootsinsassen ihre Paddel ins Wasser. Vom Bug der vordersten Piroge ertönt dumpfer Trommelschlag. Kurz vor den Pfeilern des Pont Alexandre macht der Ruderverband halt, um am rechten Ufer anzulegen. Flink ziehen sie ihre Boote an Land und machen sich auf leisen Sohlen, wie man das nur barfuss kann, in Richtung Champs Elysées davon, wo sie beim Überqueren der Strasse ein kleineres Verkehrschaos anrichten und diesem nur knapp mit heiler Haut entkommen. Ein Dutzend verblüffter Passanten applaudiert, um ihre Sympathie mit den überseeischen französischen Provinzen zu bekunden. Von den meisten werden sie jedoch für spät heimkehrende Komparsen einer Revue-Vorstellung gehalten.

Jetzt biegt der Tross um die Ecke bei der Avenue Marigny. In geduckter Haltung, die Speere zum Angriff bereit, nähern sie sich dem eisernen Zaun eines Parks, den sie mit unglaublicher Behendigkeit erklettern. Eins, zwei, drei haben sie das Hindernis erklommen, ohne dass einer der zahlreichen uniformierten Wächter auch nur das Geringste bemerkt.

Hinter den hohen Fenstern des Palais de l'Élysée sieht man François Mitterrand, am Schreibtisch sitzend, über einem Stoss Akten versunken. Er ist sichtlich bemüht, etwas kleiner zu erscheinen, weil er nicht den Unmut der Opposition erwecken möchte. Andererseits ärgert es ihn, wenn er zu hören bekommt, er überträfe Napoleon wenigstens an Körpergrösse. Mitten in diesen schwerwiegenden Überle-

gungen spürt er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter. Er fährt zusammen und denkt zunächst, der Allerhöchste wolle ihm in seiner Not persönlich beistehen. Doch dann sieht er schräg aus den Augenwinkeln die braunen Finger und erkennt sofort, dass er sich geirrt haben muss.

«Genimaoeka Tonton fala kokesa wana Atomka na Mururoa!» ruft der Anführer der Eindringlinge erregt, und François weiss sofort, was es geschlagen hat. Es entsteht trotzdem ein kleines Tohuwaboju, weil Mitterrand zwar den Gegenstand dieser ungewöhnlichen Intervention glaubt begriffen zu haben, doch, davon abgesehen, den genauen Wortlaut nicht versteht. Ein sofort beigezogener Dolmetscher übersetzt aus dem Polynesischen: «Aufgrund der langjährigen Atombombenversuche auf dem Mururoa-Atoll haben wir uns ins französische Mutterland begeben, wo wir gerne unsere noch in den Anfängen steckende Rüstung ausprobieren möchten. Insbesondere hoffen wir, auf der Place de la Concorde das Modell eines aus dem Blasbalg einer alten Missionsorgel entwickelten Maschinen-Blasrohrs testen zu dürfen, und denken, dass uns die französische Regierung Gegenrecht gewährt.»

«Ausgeschlossen!» ruft Mitterrand entsetzt. «Dafür kommt

höchstens die Place de l'Hôtel de Ville in Betracht!»

«Ausserdem pflegen wir unsere Gegner bei lebendigem Leib zu rösten und haben zu diesem Zweck eine neue Sorte von Holzkohlen entwickelt, wofür sich uns gewiss Ihre liebenswürdige Gattin zur Verfügung stellt.»

«Das ist der Gipfel der Impertinenz!» stösst Mitterrand wütend hervor. «Was glauben diese Kerle eigentlich, wo sie sich befinden? Wir sind doch hier nicht im Urwald.»

Der Dolmetscher zieht es vor, diese Äusserung des Präsidenten nicht zu übersetzen. Aber die Polynesier scheinen den Sinn auch ohne seine Mitwirkung verstanden zu haben. Sie sind sehr enttäuscht und verlangen, mit General de Gaulle sprechen zu dürfen ...

In diesem peinlichen Moment geht die Tür auf, und zwei livrierte Diener servieren Champagner, denn Frankreich achtet selbst im Umgang mit Wilden sehr auf gepflegte diplomatische Sitten, was schon Kaiser Bokassa zu schätzen wusste.

François Mitterrand kommt die Erleuchtung. Vielleicht vermag die europäische Gemeinschaft aus dem Dilemma herauszuführen. Er greift zum Telefon und lässt sich über den unlängst installierten direkten Draht mit

Bundeskanzler Helmut Kohl verbinden.

«Helmut, ich bin hier in grossen Schwierigkeiten. Eine Gruppe polynesischer Terroristen versucht mich zu erpressen und stellt unmögliche Bedingungen. Stell dir vor, sie scheuen nicht davor zurück, Danielle auf dem Grill braten zu wollen. Könntest du zu meinem Entsatz nicht ein paar Leute von der GSG 9 über den Rhein schicken?»

Helmut Kohl fasst sich ein Herz und stammelt: «Je suis désolé, mon cher. Mais nous avons – wir haben hier unsere eigenen Probleme. Je suis entouré ici avec beaucoup de vauriens. Ich kann dir höchstens mein tiefempfundenes Mitgefühl oder Hannelore als Ersatz anbieten. Aber lass dich nicht fertigmachen. Da steckt gewiss Greenpeace dahinter.»

«Vielen Dank für den Rat», erwidert Mitterrand gequält, «mach's gut und lass wieder einmal von dir hören.»

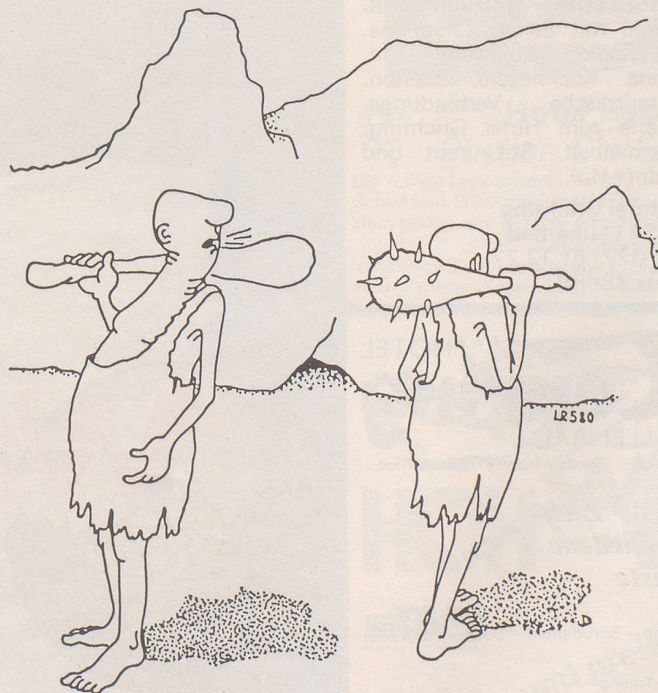
Mit einem herzhaften «Merde!» macht er sich Luft und legt den Hörer auf die Gabel. «Von der deutsch-französischen Freundschaft darf man auch nicht zuviel erwarten. Wo waren wir stehengeblieben?»

Die polynesische Delegation hat den Champagner inzwischen geleert und schickt sich gerade an, die Gläser aufzuessen.

Da klingelt das Telefon. Mitterrand nimmt das Gespräch entgegen und erhebt sich feierlich aus dem Sessel. Sein Gesicht strahlt, die Fingerspitzen der rechten Hand schieben sich in die Lücke zwischen dem ersten und zweiten Jackenknopf. Den Polynesiern geht das Maul auf, als hätten sie eine Erscheinung.

Mit feierlichem Ernst legt der «Gaulois suprême» endlich den Hörer auf und wendet sich seinen Besuchern zu: «Messieurs», sagt er, «soeben erhielt ich die bewegende Nachricht von der glücklichen Zündung einer Atom Bombe auf Mururoa: Die Sicherheit des Atolls ist damit für alle Zeiten gewährleistet. Keines Feindes Fuss wird die Insel jemals betreten können. Sie übrigens auch nicht. Verstehen Sie, Ihr Verteidigungsauftrag darf als erfüllt betrachtet werden. Das ganze Gebiet ist radioaktiv verseucht. Es gibt kein Zurück mehr, sie werden hier bleiben und sich mit uns arrangieren müssen.»

Die Polynesier stossen ein langes, furchtbares Geheul aus, schlagen sich wehklagend auf die Brust und stürzen sich verzweifelt in ihre Speere.



«Mein Gott, wo soll diese waffentechnische Entwicklung denn bloss noch hinführen?»